

Fanny Ambjörnsson (Stockholm):

Nadja und die Entwicklung

Über Zeitleisten, Fürsorgekreise und wildes Wachsen

Zusammenfassung

Dieser Essay ist ein Versuch, das Konzept von Entwicklung kritisch und sorgsam zu diskutieren. Er basiert auf einer persönlichen Biographie, die ich über meine kleine Schwester Nadja geschrieben habe, die von Geburt an schwerbehindert, aber mit Fähigkeiten begabt war, die in unserer gegenwärtigen Gesellschaft selten als wichtig angesehen werden. Vor diesem Hintergrund nutze ich die queere Temporalitätstheorie, um zu erforschen, was ein Leben wie Nadjas uns darüber beibringen kann, seitwärts zu wachsen statt aufzuwachsen, in Kreisen zu leben statt vorwärtszustürmen und sich auf Verfeinerung und Vertiefung zu fokussieren statt weiterzueilen.

Abstract

This essay is an attempt to critically and carefully discuss the concept of development. Drawing on a personal biography written about my little sister Nadja, severely disabled since birth but gifted with skills seldomly counted as important in our contemporary society, I use queer temporality theory to investigate what a life like Nadja's can teach us about growing sideways rather than up, living in circles rather than fast forward and focusing on refinement and deepening rather than hurrying on.

Fanny Ambjörnsson ist Professorin für Gender Studies an der Abteilung für Ethnologie, Religionsgeschichte und Gender Studies der Universität Stockholm in Schweden. Ihren PhD hat sie in Sozialanthropologie erworben. Ihre Forschungsgebiete sind, unter anderem, ethnographische Perspektiven auf Queer Studies, Queere Temporalitäten und feministische *Care Ethics*.

Ein anderes Ende

Es begann an einem ganz anderen Ende. Mit Teenagern, der Überschreitung von Geschlechtergrenzen und rosa Farbe an den falschen Stellen. Und mit dem Hausputz, dieser irritierend unproduktiven Beschäftigung, die immer wieder neu anfällt, wie wenig Zeit seit dem letzten Staubwischen auch vergangen sein mag. Immer stärker bestimmten die Zeit und die Ausrichtung auf ein bestimmtes Ziel hin meine Gedanken. Wie diese unwiderstehlich großartige rosa Tüllkleidung, getragen von einem zum Zerplatzen stolzen vierjährigen Kind, die sich als etwas erwies, in das man hinein- und aus dem man herauswuchs, wenn man nicht als Kind mit schlechtem Geschmack wahrgenommen werden wollte. Und wie diese Farbexplosion deshalb auch eine Möglichkeit eröffnen konnte, sich von den Erwartungen zu befreien, ein heteronormatives Erwachsenengeschlecht zu inszenieren.¹ Mit anderen Worten und in akademischem Sprachgebrauch: Mein Interesse galt der Untersuchung von Altersnormen, erwarteten Lebensläufen und Zeitlichkeit als zentralem Teil der heteronormativen Geschlechterordnung. Aber auch: wie andere Rhythmen und Richtungen – das Zirkuläre, Schiefe, Zurückschauende – in einer Gesellschaft, die auf ständigem Vorwärtsschauen aufbaut, als trivial und zersetzend abgetan werden. Wie der Hausputz, eine Beschäftigung, mit der sich nicht einmal der Feminismus tiefer auseinandersetzen wollte.² Oder die älter gewordene Person, die sich auch weiterhin in rosa Tüll kleidet.³

Wie gesagt: Es begann an einem ganz anderen Ende. Mit etwas, das heute, einige Jahrzehnte später, auf Vorstellungen von Entwicklung reduziert werden könnte. Denn was ist eigentlich Entwicklung? Und was könnte sie sein? Diese Fragen habe ich in meinem letzten Buch, *Om Nadja (Über Nadja)*⁴, auf die Spitze getrieben. In einer anderen Sprache als der strikt akademischen geschrieben, ist es eine persönlich gehaltene Biografie über eine nahe Angehörige, ein Eintauchen in Familienbeziehungen und Bedingungen des Aufwachsens. Gleichzeitig synthetisierte es in gewisser Hinsicht all die zeitlichen Spuren, mit denen ich mich bis dahin als Anthropologin und Geschlechterforscherin auseinandergesetzt hatte.

Die Gedanken des hier vorliegenden Essays gehen deshalb von diesem Buch über meine kleine Schwester aus.⁵ Nadja, wie sie hieß, hatte seit ihrer Geburt sowohl intellektuelle als auch motorische Behinderungen und konnte keine bewussten Bewegungen ausführen: weder sitzen, greifen, gehen noch stehen. Manchmal hatte sie sogar Schwierigkeiten, selbst zu atmen. Sie war Epileptikerin und hatte starke spastische Lähmungen. Ihre Nahrung nahm sie durch eine Magensonde ein, und sie musste rund um die Uhr betreut werden, manchmal in Doppelschichten. Sie konnte auch nicht sehen, aber sie hörte gut. Sie liebte Musik und Kinderreime und genoss wildes Wetter und unerwartete Schlaglöcher, wenn der Fahrdienst sie zur Tagesförderstätte brachte. Mit den Jahren entwickelte sie die

¹ Ambjörnsson 2010.

² Ambjörnsson 2018.

³ Ambjörnsson 2011.

⁴ Ambjörnsson 2021.

⁵ Dieser Text ist die überarbeitete und weiterentwickelte Version eines Beitrags, der bereits publiziert wurde in: Ambjörnsson, Fanny (2023): Nadja och utvecklingen. Om tidslinjer, omsorgscirklar och vilt växande.

seltsame Fähigkeit, enge Beziehungen zu stiften. Nicht zuletzt wurde sie Expertin in der schweren Kunst, Fürsorge anzunehmen.

Es stellt sich die Frage, was jemand wie Nadja uns über Entwicklung lehren kann?

Die Zeitlichkeit der Entwicklung

Entwicklung ist ein sowohl selbstverständlicher als auch diffuser Begriff. So naturalisiert, dass er gegeben erscheint – alle wollen sich doch entwickeln und ›ein Teil der Entwicklung sein‹? Gleichzeitig ist der Begriff ungewöhnlich unpräzise: Was soll eigentlich als Entwicklung angesehen werden? Klar ist, dass Entwicklung mit Vorstellungen von Zeit und Richtung intim verbunden ist.

Innerhalb der queertemporalen Theoriebildung, von der ich inspiriert bin, wird der Begriff der Chrononormativität verwendet, um sichtbar zu machen, wie die westliche Auffassung von Zeit eine bestimmte Form und Richtung einschließt: Gemeinhin stellen wir uns die Zeit als lineare Abfolge von Ereignissen vor, in der schlechter von besser gefolgt wird (oder andersherum). Dementsprechend wird Entwicklung zu einem Synonym von Vorstellungen eines ständigen Fortschritts.⁶ Weil mit dieser Art des Fortschritts hauptsächlich der weiße, westliche, heterosexuelle Mann assoziiert wurde, wurden andere Gruppen automatisch mit Temporalitäten verknüpft, die sie aus der linearen Zeit hinaus beförderten.⁷ Daher wurden beispielsweise Frauen, indem man sie weniger für produktiv als vielmehr für reproduktiv hielt, eher als Verkörperung von Wiederholung als von Fortschritt angesehen.⁸ Auf ähnliche Weise wurden nicht-weiße und nicht-westliche Subjekte zeitlich ›hinter‹ ihren westlichen Entsprechungen verortet⁹ sowie queere Subjekte und Subkulturen als zeitlich unreif und unentwickelt dargestellt.¹⁰ Kurz gesagt: Zeit und Vorstellungen von Entwicklung wurden von dominierenden Gruppen innerhalb der Gesellschaft dazu genutzt, sich selbst als modern und entwickelt hervorzuheben und andere dagegen als unmodern, zeitlich ›hintendran‹ und nicht entwicklungsfähig.

Der Begriff Chrononormativität erfüllt zudem die Funktion zu beschreiben, wie diejenigen Rhythmen, Routinen und Lebensweisen, die eine Gesellschaft prämiert, als in unseren Körpern verwurzelt dargestellt werden.¹¹ Dadurch erscheint es als natürlich, fortschrittlich und reif, den erwarteten Lebenslinien zu folgen, in denen Kindheit und Teenagerzeit von Paarbildung, Etablierung auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt, Elternschaft und beruflicher Karriere abgelöst werden. Diese spezifische Lebensbahn wird oft als gleichbedeutend mit dem aufgefasst, was wir

⁶ Für eine eingehende Analyse vgl. Freeman 2010.

⁷ Söderback 2021.

⁸ Kristeva 1981.

⁹ Vgl. McClintock 1995; Chakrabarty 2000.

¹⁰ Halberstam 2005.

¹¹ Freeman 2010.

Nadja und die Entwicklung. Über Zeitleisten, Fürsorgekreise und wildes Wachsen

Entwicklung nennen – mit der Konsequenz, dass Personen, die auf andere Weise leben, tendenziell als kulturell unbegreiflich und zeitlich »aus dem Takt«¹² abgetan werden.

Es ist wichtig festzuhalten, dass die Idee von Entwicklung in dieser Denkart Hand in Hand mit sukzessiv steigender Autonomie und Selbstbestimmung geht – oder zumindest mit dem, was wir als Selbstständigkeit zu denken gelernt haben. Der Mustermensch wird als selbstständiges Individuum aufgefasst, und erwachsen zu sein wird damit gleichgesetzt, nur dann abhängig zu sein, wenn wir selbst uns dazu entschlossen haben.¹³

Stillstand

Wir leben also in einer Gesellschaft, in der Entwicklung gleichbedeutend wird mit einem bestimmten Rhythmus, einer bestimmten Richtung, einem bestimmten Takt und einer bestimmten Relationalität. Die Frage ist, wohin das jemanden wie Nadja versetzt? Ja, was kann eigentlich über Nadja und die Entwicklung gesagt werden? Ich muss mit ihrem zeitlichen Rhythmus beginnen. Das Erste und Offensichtlichste, um nicht zu sagen Aufdringlichste, war nämlich der Stillstand. An der Tür zu *Solglimten* (*Der Sonnenstrahl*), Nadjas Wohnstätte am Rand von Umeå, einer kleineren Stadt in Nordschweden, schien die Zeit gleichsam anzuhalten. Zumindest fühlte es sich so an. Zwar gab es hier keine Wanduhr, die langsam und methodisch tickte, die Stimmung aber war die gleiche: ein langsamer, für Außenstehende nahezu bewegungsloser Trott.

Für diejenigen, die hier lebten – wie Nadja, ihre Mitbewohnerin und all ihre Pflegekräfte – war es jedoch eher eine Frage eines anderen Rhythmus, der andere Ruhepunkte und andere Strukturen aufwies. Wie ein leiser Gesang mit sich wiederholenden Kehrreimen.

In Nadjas Tagebüchern – Bücher mit Aufzeichnungen von Nadjas Leben, eine Art Logbücher oder Umweltkommunikation für das Personal mit gelegentlich auch über die bloßen Beobachtungen hinausgehenden Reflexionen, von ihren Pflegenden Tag für Tag, Stunde für Stunde geschrieben – kann er erahnt werden, der andere Rhythmus:

Nacht: Nadja hat die ganze Nacht geschlafen. Schnarcht in den Morgenstunden. /Marie

Nacht: Nadja hat geschlafen, als ich kam, ruhiger Schlaf, am Morgen etwas gehustet. Temp 37,7 6.30 Uhr. /Ulla

Nacht: Hat gut geschlafen, ist um 6.30 aufgewacht. /Marie

Nacht: Nadja hat auch heute Nacht gut geschlafen. Hat Medikamente bekommen. /Ulla

Es ist kein Zufall, dass es sich so anfühlte, also hätte die Zeit an der Tür zu *Solglimten* angehalten. Die Zeitrechnung, die hier herrschte, erforderte einen besonderen Fokus, um richtig sichtbar zu werden. Vor allem erforderte sie Zeit. Erforderte, dass Besuchende innehielten, nicht weiter hasteten oder eine sofortige Dividende erwarteten. Schnelle Besuche, auf dem Sprung zwischen Terminen und Orten, wurden Nadjas Rhythmus nicht gerecht. Doch

¹² Ambjörnsson & Jönsson 2010.

¹³ Vgl. Feder Kittay 1999; Cavarero 2016.

Fanny Ambjörnsson

je mehr man das Tempo drosselte und den Blick justierte, desto deutlicher traten die Konturen eines anderen Lebens hervor: Nadja in ihrem Rollstuhl, am Tisch im großen Raum geparkt. Sondennahrung durch den Schlauch im Magen, die graue Flüssigkeit gemischt mit den Medikamenten des Tages. Langsam geht es – langsam muss es gehen, damit in ihrem Darm kein Unterdruck entsteht. Ihre Betreuerin Sara streichelt nachdenklich den krummen Rücken, während sie einen geliebten Kinderreim aus dem Repertoire wiederholt. Im Hintergrund laufen Astrid Lindgrens Kinderlieder. In einer Stunde soll Nadja eine Weile lang in der Stehhilfe stehen, damit ihr Körper andere Stellungen als das Sitzen spürt. Dann ist Schlafenszeit.

Die hier beschriebene Zeit, Nadjas Rhythmus und Zeitrechnung, stützte sich also auf sorgfältige, in bedächtigem Takt ausgeführte Routinen. Für jeden Tag gab es einen minutiös ausgearbeiteten Plan mit einem einzigen Zweck: Leben aufrechtzuerhalten. Im basalsten Sinne lebte Nadja eingeschlossen in einer Art reproduktiver Zeit der Fürsorge. Möglicherweise kann sie auch mit Lisa Baraisters Begriff »unbecoming time«¹⁴ umschrieben werden – eine Zeit, die durch Aufrechterhalten, Wiederholung, Aufschieben und Warten charakterisiert ist. Eher eine Art zirkuläres Stillstehen als ein lineares Voranschreiten.¹⁵

In gewisser Weise ist uns das bekannt. Die allermeisten von uns führen wohl, Hand aufs Herz, ein ziemlich geregeltes Leben mit wenigen Überraschungen. Wir stehen auf, frühstücken, fahren zur Arbeit, essen zu Mittag, arbeiten noch eine Weile, fahren heim, bereiten das Abendessen zu, gucken eine Fernsehserie und gehen schlafen. Wir bewegen uns in Kreisen, ganz unabhängig davon, ob wir einen Nadjakörper bewohnen oder nicht. Der Unterschied besteht vermutlich eher in der *Vorstellung* von der Ausrichtung der Zeit. Darin, dass wir, die Morgenkaffee trinken oder Fernsehserien anschauen, uns auf dem Weg nach vorn wäghen, in Richtung von etwas Wichtigerem und Richtigerem als den Routinen an sich. Dass wir, gerade durch diese besondere Richtung, innerhalb des Rahmens der Chrononormativität leben, in der die Zeit die Ideale der kapitalistischen Gesellschaft, Fortschritt, Wachstum und – genau – Entwicklung teilt.

Entwicklung, Gesellschaft und Nutzen

Es ist bereits deutlich geworden, dass der zeitliche Rhythmus und die zeitliche Richtung, wie sie in *Solglimten* gelebt wurden, nicht besonders chrononormativ waren. Dasselbe gilt für die Menschen, die dort arbeiteten. Denn wie lebensnotwendig die persönlichen Pflegehilfskräfte in Nadjas Leben auch waren, trifft es wohl allgemein zu, dass ihr Beruf als solcher weder mit Entwicklung noch mit Fortschritt assoziiert wird. Eher im Gegenteil.

Rein formell ist keine besondere Ausbildung nötig, um als persönliche Pflegehilfskraft zu arbeiten, obwohl diese Arbeit eine der komplexesten ist, die man sich vorstellen kann.¹⁶ Sich um jemanden wie Nadja zu kümmern, erforderte eine beinahe unwahrscheinliche Kombination aus täglicher, beharrlicher Fürsorge und einem analytischen

¹⁴ Baraister 2017.

¹⁵ Vgl. Ambjörnsson & Jönsson (im Erscheinen).

¹⁶ Egard 2011.

Nadja und die Entwicklung. Über Zeitleisten, Fürsorgekreise und wildes Wachsen

Blick für medizinische Prozesse. Zu den Arbeitsaufgaben der Pflegehilfskräfte gehörte es, proaktiv zu sein: die geringste Veränderung in Nadjas Atmung oder Gesichtsfarbe deuten können, vor einer Notfallfahrt ins Krankenhaus rechtzeitig Alarm geben, auf die richtige Weise stimulieren, Wundliegen vorbeugen. Gleichzeitig mussten sie mit dem bewegungslosen Alltagstrott umgehen, der jede und jeden dazu bringen dürfte, sich aufs Sofa zurückzuziehen und das Fernsehen einzuschalten. All das mussten sie zudem alleine schultern, ohne anwesende Kolleg_innen oder nennenswerte Unterstützung durch Vorgesetzte. Und, nicht zuletzt, schlecht bezahlt und mit harten Arbeitszeiten.

Es war also eine äußerst anstrengende und qualifizierte Fürsorgearbeit, die sie ausüben hatten, die persönlichen Hilfskräfte. Jedoch keine, für die die Gesellschaft bereit wäre, Ausbildungszeit oder Geld zu investieren, um sie zu stärken oder zu unterstützen. Obwohl Schweden als eine der modernsten und humansten Wohlfahrtsgesellschaften der Welt gilt, gehört Pflegepersonal zu den am niedrigsten bezahlten Berufsgruppen. Viele Jahre versuchte unsere Mutter deshalb, Nadjas Assistentin Jessica zu ermutigen, nach einer beruflichen Verbesserung zu streben. Sich weiterzubilden, einen höheren Lohn zu bekommen und mehr Herausforderungen zu wagen. Jessica, die als Siebzehnjährige angefangen hatte, mit Nadja zu arbeiten, und über ihr gesamtes, fast dreißigjähriges Arbeitsleben hinweg ihre Assistentin war. Etwas kontraproduktiv, kann man denken, da es sowohl für Nadja als auch den Rest der Familie verheerend gewesen wäre, wenn Jessica aufgehört hätte – undenkbar und unüberschaubar. Aber unsere Mutter befürchtete wohl, dass Nadja Jessica an ihrer Entwicklung hindern könnte. Jedes Mal wies Jessica Mamas Vorschlag, freundlich, aber bestimmt, zurück, indem sie darauf hinwies, was sie als Nadjas Assistentin lernte. »Ständig gibt es neue Herausforderungen und Wissensbereiche zu erobern, kein Tag gleicht dem anderen«, erklärte sie Mama geduldig. Und wenn ich, bei meinen Versuchen, Nadjas Leben zu schreiben, die laufende Kommunikation mit Jessica durchgehe, in der sich Großes und Kleines vermengen und die ganze Komplexität der Fürsorge sichtbar wird, ist es offensichtlich, dass Nadja zu Jessicas Ausbildung und Universität wurde – ebenso wie sie es für Sara, Marie, Lovisa, Moni und die anderen Pflegerinnen wurde. Ein Wissen, das keine formale Ausbildung der Welt vermitteln kann. Gleichzeitig ist dieses Wissen nicht sonderlich gut als Entwicklung zu erkennen.

Die Arbeit in *Solglimten*, die spezifische Kombination aus Stillstand, Wiederholung, Routinen und Notfalleinsätzen, erinnert nämlich nicht an das, was wir normalerweise mit Entwicklung bezeichnen. Auch die Personen, die dort wohnten, tun das nicht: Nadja und ihre Mitbewohnerin. In den Augen vieler war Nadja vielmehr das ultimative Zeichen des Gegenteils. Nur wenige Jahrzehnte früher wäre sie als bildungsunfähig, nicht förderungsfähig und schwachsinnig klassifiziert worden – um die damalige Terminologie zu verwenden.¹⁷ Eine unentwickelbare Person, für die ein Ressourceneinsatz unnötig ist.

Schon früh ließ sich erahnen, dass mit dem kleinen Baby nicht alles stimmte, das zunächst ein Beatmungsgerät brauchte und dann, einem Wunder gleich, nach zehn Tagen selbst zu atmen begann. Nichts von dem, was ihre Zwillingschwester Liv in den ersten Monaten lernte – sich vom Bauch auf den Rücken und wieder zurück zu drehen, ihre Hände zu gebrauchen und nach der Rassel zu greifen – nichts von dem konnte Nadja. Stattdessen lag

¹⁷ Grunderwald 2008.

Fanny Ambjörnsson

sie auf die Arme gestützt und hob den Kopf nach rechts. Lange redeten sich Mama und Papa ein, dass es ein Zeichen *irgendeiner Art* Entwicklung sein musste, so hartnäckig in eine bestimmte Richtung zu schauen.

Es muss so schwer gewesen sein, »sehen zu wollen«, worauf es hinauslief. Und gleichzeitig so leicht. Denn Liv war ja die ganze Zeit da, wie eine unausweichliche Erinnerung an die vorgesehene Entwicklungskurve. Doch statt sich umzudrehen und los zu krabbeln wie Liv, lag Nadja weiter auf der wattierten roten Matratze, Monat um Monat, und schaute schielend nach rechts. Das beständige Stützen auf die Arme, an dem wir uns als Anzeichen einer Fähigkeit festklammerten, deutete vielmehr auf eine Spastik und – noch dramatischer – einen Abszess hin, der auf das Gehirn drückte.

In Nadjas Akten voller Dokumentationsunterlagen, Notizen aus Mitarbeiterbesprechungen, Anweisungen für neues Personal sowie Entlassungsbriefen aus dem Krankenhaus finde ich eine Untersuchung zur Bedarfsermittlung, die ein Psychologin durchgeführt hat. Die Untersuchung ist umfassend, ihre körperlichen Fähigkeiten und ihre gefühlsmäßige Entwicklung werden detailliert beschrieben. Dort steht schwarz auf weiß: Das Entwicklungsniveau der damals zwölfjährigen Nadja entspricht einem Alter von zwei bis drei Monaten. Nicht viel also, worauf zu hoffen wäre, entwicklungsmäßig.

Aber dort steht auch etwas anderes. Während ihre physischen Fertigkeiten und mentale Intelligenz der eines wenige Monate alten Babys gleichen, wird gleichzeitig beschrieben, dass sie Gefühle zeigt, die auf eine größere Komplexität hindeuten. Allen voran ist das ihre enge Verbindung zu einigen wenigen Personen, außerdem ihre Fähigkeit, Freude, Trauer, Sehnsucht und Euphorie zu signalisieren, die den Grad ihrer Einschränkungen eher auf dem sogenannten A3-Niveau als auf dem A1-Niveau einstuft. Die Psychologin schreibt unverblümt: »Ob Nadja sich in ihren Gedanken an diejenigen erinnern und an diejenigen denken kann, die ihr am nächsten stehen, wenn sie nicht anwesend sind, wissen wir nicht, aber das bedeutet nicht, dass sie nicht in der Lage ist, Sehnsucht zu empfinden oder jemanden zu vermissen.«

Ewiges Kind – seitwärts wachsen

Was soll man über Nadjas Entwicklung denken? Freilich kann man sie in die lineare Entwicklungsordnung einsortieren, wo sie in einem zweifelhaften Babystadium landen würde, aber das erscheint ziemlich sinnlos. Vor allem ist es fehlgeleitet. In Nadjas Welt spielte die Frage nach Entwicklung nämlich eine ziemlich untergeordnete Rolle. Ihr Leben lief auf andere Dinge hinaus. Zum Beispiel auf das Beibehalten und Aufrechterhalten, das Bewältigen des Alltags und das Genießen des Moments. Anstatt den Fokus darauf zu richten, aufzuwachsen, allein zurechtzukommen und Verpflichtungen nachzugehen, lebte sie in ihrer eigenen Zeit, ihre Tage waren auf einen anderen Kreislauf eingestellt. Sie aß, schlief, hörte Musik und stattete dann und wann – mit den Jahren immer öfter – dem einige Kilometer entfernten Krankenaus Blitzbesuche ab. Ihr Leben war also vielmehr auf das Empfangen von Fürsorge und Hilfe dabei ausgerichtet, all das aufrechtzuerhalten, was sie bereits konnte, als sich in eine abgesteckte altersgemäße Richtung zu bewegen – einer Entwicklungskurve zu folgen.

Nadja und die Entwicklung. Über Zeitleisten, Fürsorgekreise und wildes Wachsen

Gleichzeitig entging sie den Blicken ihrer Umgebung nicht, die oftmals tief in Vorstellungen von eben Zeit, Richtung und Entwicklung verankert waren. Denn so ist es ja: Menschen wie Nadja werden oft als ewige Kinder angesehen.¹⁸ Historisch gab es, wie schon gesagt, noch deutlich schlimmere Bezeichnungen, die verwendet wurden: bildungsunfähig, schwachsinnig und psychisch unbeeinflussbar, um einige zu nennen. In diesem Zusammenhang ist kindlich, oder kindhaft, ein milderes Etikett. Aber infantilisiert und entmündigend ist es dennoch, mit allem, was das bedeutet. Deshalb ist es nur verständlich, dass die Behindertenrechtsbewegung reagiert und dagegen mobilisiert.¹⁹ Alter wird zu einer Waffe im Kampf um Würde und Respekt, nicht zuletzt in Bezug auf kognitiv beeinträchtigte Menschen. Altersgemäß behandelt zu werden, nicht wie ein Kind oder gar vollständig übergangen, ist eine sowohl vernünftig als auch selbstverständlich erscheinende Forderung. Zugleich birgt sie allerdings die Gefahr, normativ und präskriptiv zu werden. Im schlimmsten Fall entwickelt sich daraus eine wohlwollende, aber begrenzende Orientierungshilfe in der Kunst, sich entsprechend der Altersnorm zu verhalten.

Vielleicht war es ein solcher unterschwelliger und etwas verworrener Kampf, der sich abseits der gewöhnlichen Fürsorge für Nadja zutrug. Ein Kampf um die Zeit und die Richtung – und um das, was eigentlich als Entwicklung anzusehen ist. Auf der einen Seite hatten wir eine Mutter, die, als sie schließlich eingesehen hatte, dass ihre Tochter sich niemals im Takt mit ihrer Umgebung entwickeln würde, entschied, das immer ältere Kind weiterhin in farbenfrohe, geschlechtslose Jogginganzüge aus der Kinderabteilung zu kleiden. Auf der anderen Seite die Pflegekräfte, die in Form von kesseren Frisuren und cooleren Mustern auf dem Halstuch, das Nadja trug, um Speichel aufzufangen, hier und dort kleine Durchbruchversuche unternahmen. Anstelle des von der Familie überlieferten Kinderliederschatzes spielten die Pflegekräfte Nadja als Teenagerin jugendliche Popmusik vor. Bisweilen lackierten sie ihre Nägel in grellen Farben und tanzten Rollstuhldisco, ganz in Übereinstimmung mit ihrem vorgestellten Alter. Mama erwiderte diese Versuche, indem sie immer genauere Instruktionen zu Kleidungskauf und Haarschnitt schickte. Für sie war die Frage lebenswichtig. Als ob Nadja durch die andere Farbskala und den Schnitt der Kleider eine andere würde, eine Erwachsene, Fremde. Als ob die altersgemäße, geschlechtlich markierte Kleidung sie von Familie und Kindheit zugleich entfernte.

Es war sicher der Wunsch, nicht die Kontrolle über ihr fürsorgebedürftigstes Kind zu verlieren, der Mama antrieb. Ein Wunsch, den man ganz gewiss sowohl als einengend als auch anstrengend, ja sogar respektlos deuten konnte. Nicht zuletzt erschwerte er es Nadja, jemand anderes zu werden, jenseits von Familienzusammenhängen und Eltern. Aufzuwachsen und sich zu einem autonomen Subjekt zu entwickeln, mit eigener Form und Farbe.

Andererseits schien keiner dieser Firnisse richtig an Nadja haften zu bleiben. Sie war gleichsam unempfänglich für die gut gemeinten Versuche ihrer Umgebung, ihr ein Geschlecht aufzuzwingen und sie heteronormalisierend erwachsen zu machen. Für sie spielte es keine Rolle, ob Joakim, bei dem sie am Telefon wie verrückt lachte und von dem sie gerne im Rollstuhl herumgefahren wurde, von ihrer erfreuten Umgebung als Schwarm bezeichnet wurde –

¹⁸ Grunewald 2009; Johnson, Walmsley & Wolfe 2010; McRuer 2006.

¹⁹ Bylund 2019; Karlsson 2020.

Fanny Ambjörnsson

während ihre Mitbewohnerin Emma, mit der sie es liebte, im Bällebad zu liegen und Händchen zu halten, als beste Freundin beschrieben wurde.²⁰ Schließlich pflegte sie zu beiden enge Beziehungen, und sie genoss es, die beiden zu treffen, ganz ungeachtet der Kategorisierung.

Völlig unabhängig von der Farbe ihrer Fingernägel und Haargummis war Nadja eine eigene Art Mensch, jemand, der sich in einem anderen Takt bewegte, abseits des laut dröhnenden Mainstreams. Vielleicht ist es das, was die Queertheoretikerin Kathryn Stockton meint, wenn sie davon redet, seitwärts zu wachsen.²¹ Stockton, die vom Kind als Symbol ausgeht, konstatiert, dass es eine Menge insbesondere an das Alter geknüpfte kulturelle Erwartungen gibt, die während des Aufwachsens an Kinder gestellt werden. Sie sollen sich einem bestimmten Muster entsprechend entwickeln: sich als Teenager für jemanden des entgegengesetzten Geschlechts interessieren, ein Paar werden, Kinder bekommen, Geld verdienen und als Familie leben. Zugleich hat de facto aber noch nichts von alledem stattgefunden. Deshalb sind Kinder eine Ansammlung noch nicht eingelöster Erwartungen – die also genauso gut schiefgehen und missglücken können. Mit anderen Worten ist die Kindheit die Zeit, in der anderes immer noch passieren darf – und somit auch passieren *kann*.²²

Seitwärts zu wachsen, meint Stockton, wird zu einer Metapher für all das kindliche Erforschen dessen, was nicht notwendigerweise in die ›richtige Richtung‹ führt, was am Rand landet, entgleitet, chaotisch und unproduktiv wird – und gerade deshalb zeigt, dass es andere Möglichkeiten des Daseins gibt. Stockton zufolge handelt es sich letzten Endes darum, einem anderen Modell von Entwicklung Beachtung zu schenken, das seitliche Anknüpfungen anstelle von linearem Fortschritt fokussiert. Und damit sind wir wieder bei der Frage nach der Entwicklung. Denn Nadjas Leben kommt keineswegs zum Stillstand, weil es nicht der erwarteten Lebenslinie folgt. Vielmehr ist das Gegenteil der Fall. Ihre Sinne und Fähigkeiten entwickeln, verfeinern und verändern sich mit der Zeit, auf die gleiche Art wie bei allen lebenden Wesen. Jedoch wächst sie in andere Richtungen und in einem anderen Takt. Mit der Zeit wird sie beispielsweise Expertin darin, mit langanhaltendem Schmerz umzugehen, ohne darüber ihre Lebensfreude zu verlieren. Sie besitzt die seltene Fähigkeit, die Regentropfen auf dem Dach und das Sausen des Windes in den Kiefern draußen vor dem Balkon in *Solglimten* zu hören. Und sie scheint einen sechsten Sinn entwickelt zu haben – oder vielleicht ein unwahrscheinlich scharfes Gehör –, der die Schritte der geliebten Mama lokalisiert, lange bevor jemand anders merkt, dass sie am Eingang ist.

Ja, Nadjas Entwicklungskurve hat gar keinen Mangel, sie ist bloß für den Geschwindigkeitsblinden und Fantasielosen schwer zu erkennen. Sie bewegt sich in Kreisen und seitwärts und nicht innerhalb der einseitigen Fahrtrichtung der Chrononormativität.²³ Ebenso wenig folgt sie einem festgelegten Muster oder zeichnet sich dadurch aus, besonders produktiv in einem marktwirtschaftlichen Sinne zu sein. Stattdessen ermöglicht sie alternative,

²⁰ Sowohl Joakim als auch Emma heißen eigentlich anders. Aus Rücksicht auf ihre Integrität habe ich sie mit Pseudonymen bezeichnet.

²¹ Stockton 2009.

²² Vgl. Bruhm & Hurley 2004.

²³ Freeman 2010; Stockton 2009.

Nadja und die Entwicklung. Über Zeitleisten, Fürsorgekreise und wildes Wachsen

fantastische und potenziell revolutionäre Weisen, in der Welt zu sein und diese zu erkunden, auf der andere Formen und Farben einen selbstverständlichen Platz haben. Und auf der das einseitig lineare Entwicklungsmodell von Anknüpfungen in andere Richtungen als vorwärts und aufwärts überschattet wird.

Nadja und die Entwicklung

Was also kann Nadja uns über Entwicklung lehren? Das Selbstverständliche: dass Entwicklung nicht als geradlinige Reise von A nach Z betrachtet werden sollte, auf der es vorbestimmte Haltestellen gibt. Dass wir schlicht und ergreifend unendliche Variationen und Nebengleise verpassen, wenn wir uns am vermeintlich einzigen Weg blind starren – also auf- und nach vorne zu wachsen. Vielleicht lehrt sie uns vor allem aber, dass eine Perspektive, die die Zeitrechnung der Fürsorge und des seitlichen Wachstums berücksichtigt, notwendigerweise andere Qualitäten wahrnimmt als die allgemein anerkannten und etablierten Vorstellungen davon, was Entwicklung ist und beinhaltet.

In einer solchen fürsorgeorientierten und wildwachsenden Zeitlichkeit werden Nadjas Fähigkeiten, den Augenblick zu genießen, mit Schmerz umzugehen und Fürsorge zu empfangen ein Zeichen dafür, dass sie sich auf dem höchsten Entwicklungsstadium befindet und nicht auf dem niedrigsten. Wenn wir überhaupt Varianten des Lebens abstufen wollen. In derselben fürsorgeorientierten Zeitrechnung werden das emsige Aufrechterhalten der täglichen Routinen durch ihre Pflegekräfte sowie die Wiederholungen, Stunde um Stunde, Tag für Tag, ein Zeichen desselben.

Nicht zuletzt wird deutlich, dass Entwicklung vielmehr als etwas Relationales statt Individuelles betrachtet werden muss. Oder, mit Kathryn Stocktons Präzisierung, als »laterale«²⁴ Anknüpfung anstelle eines autonomen linearen Fortschreitens. Wenn Nadja den Weg weist, wird nämlich offensichtlich, dass Entwicklung nicht anhand des Grades von Selbstständigkeit gemessen werden kann – oder anhand davon, wie wenig wir uns von anderen abhängig machen. Entwickeln ist vielmehr etwas, das wir zusammen miteinander und zeitbezogen tun. Wenn wir Entwicklung so denken, wird sie nicht nur zu einer Frage des Wachsens, Erneuerns, Vertiefens und Verfeinerns. Sich zu entwickeln bedeutet auch, sich in die entgegengesetzte Richtung zu bewegen: sich auszuwickeln, sich zu verwickeln und vielleicht – schließlich – sich abzuwickeln.

Schlaft alle

Nadja hinterlässt nicht viel, als sie stirbt. Das meiste von Wert passt in eine Reisetasche: einige geliebte abgenutzte Betttücher, ein paar Ansichtskarten, Tagebücher und all die CDs mit Kindermusik. Darunter sind Astrid Lindgrens, Lennart Hellsings und Barbro Lindgrens Lieder. Und dann finden sich CDs aus unterschiedlichen Zeiten, auf denen die Familie für Nadja singt. Ich lege eine davon in den CD-Spieler aus der Urzeit ein und höre plötzlich Mamas Stimme. Es fühlt sich an, als sei es das erste Mal seit Ewigkeiten, obwohl ich jeden Tag mit ihr spreche. Sie klingt erwachsen, wie eine fürsorgliche Mutter. Etwas beschwerlich dominant ist sie, überstimmt sowohl Papa als auch mich in der Auswahl der Lieder, so war sie eben. Aber so fähig. Und plötzlich wird mir körperlich gewahr, was es

²⁴ Stockton 2009, S. 11.

Fanny Ambjörnsson

heißt, dass sie, in wenigen Jahren nur, tatsächlich von einer Mutter zu einem Kind geworden ist, von selbstständig zu abhängig. Wie ihre Tochter Nadja, vollkommen abhängig vom ersten bis zum letzten Atemzug, passt nun auch meine Mutter nicht länger in eine Gesellschaft wie unsere, in der Unabhängigkeit der Idealzustand ist. Und wenn ich ihre Stimme auf der CD höre, eine Stimme mit klarem Ziel und klarer Richtung, erinnert mich das daran, wie verschwindend kurz die Zeit im Leben ist, in der wir unabhängig sind – und wie groß der Teil des Lebens, der auf Abhängigkeit aufbaut.

Es ist dunkel im Zimmer, bis auf das Nachtlicht auf der Fensterbank. Mama liegt zusammengekauert im Bett, den Blick fest auf mich auf dem Sofa gegenüber gerichtet. So klein und ausgeliefert liegt sie dort im Bett, in ihrem neuen Zimmer, im Pflegeheim für Demenzkranke, wo sie nun wohnen soll. Ich singe, zuerst mit deutlich artikuliertem Text, dann immer leiser, um ihr zu helfen, loszulassen und zur Ruhe zu kommen. Pippi Langstrumpfs Gutenachtlied *Schlaft alle*, das in der Geschichte unserer Familie so oft gesungen wurde, dass es keinen Ursprung mehr hat. Wir halten Augenkontakt, Mama und ich. Ihr Blick hängt geradezu an meinem, gleichermaßen Beschwörung wie Sicherheitsleine. Du gehst wohl noch nicht?, sagt ihr Blick, obwohl sie sich niemals erlauben würde, mich zurückzuhalten. Es ist Abend und ich habe ja meine eigenen Kinder, zu denen ich nach Hause muss. Das weiß sie noch, und in Mamas Welt kommen Kinder immer zuerst. Ich singe, wie ich es tausende Male zuvor getan habe – das gleiche Lied zum gleichen Zweck. Für meine kleinen Schwestern, die eigenen Kinder und nun Mama. Ich weiß genau, wie sich das Zusammenspiel anfühlen soll. Wie die Stimme langsam ausklingen soll, ohne dass das Schweigen Leere signalisiert. Ich spüre die Ruhe durch meinen Körper strömen, während ich gleichzeitig angespannt bin. Wie klingt die Atmung dort drüben im Bett? Schläft sie schon ein, oder hoffe ich zu früh? Zuletzt lässt sie meinen Blick los, kann ihn nicht länger beschwören. Ihre Atemzüge werden schwer, und ich schleiche mich leise aus dem Zimmer.

Literaturverzeichnis

Ambjörnsson, Fanny & Janne Bromseth (2010): När du gifter dig och får barn. Om ålder, heteronormativitet och genus. In: Ambjörnsson, Fanny & Jönsson, Maria (Hgg.): *Livslinjer. Berättelser om ålder, genus och sexualitet*. Makadam, Stockholm, S. 204–231.

Ambjörnsson, Fanny (2011): *Rosa – den farliga färgen*. Ordfront, Stockholm.

Ambjörnsson, Fanny (2018): *Tid att städa. Vardagsstädningens praktik och politik*. Ordfront, Stockholm.

Ambjörnsson, Fanny (2021): *Om Nadja. En systems berättelse*. Norstedts, Stockholm.

Ambjörnsson, Fanny (2023): Nadja och utvecklingen. Om tidslinjer, omsorgscirklar och vilt växande. In: Wahlström Henriksson et al. (Hgg.): *40 år av genusforskning!: Festskrift till Centrum för genusvetenskap*. Uppsala universitet, Uppsala, S. 137–146.

Nadja und die Entwicklung. Über Zeitleisten, Fürsorgekreise und wildes Wachsen

- Ambjörnsson, Fanny & Maria Jönsson (im Erscheinen, März 2024): Berättelser om städning och obliken tid. Antropologiska och litteraturvetenskapliga nedslag. In: Österlund, Mia, Palmgren, Ann-Charlotte & Pia Ahlbäck (Hg.): *Om tid. Temporalitet och barnlitteratur*. SNS förlag, Helsingfors.
- Baraister, Lisa (2017): *Enduring time*. Bloomsbury Academic, London.
- Bruhm, Steven & Natasha Hurley (2004): Curiouser: On the queerness of children. In: Bruhm, Steven & Hurley, Natasha (Hg.): *Curiouser: on the queerness of children*. University of Minnesota Press, Minneapolis, S. ix–xxxviii.
- Bylund, Christine (2022): *Anakrona livsvillkor: en studie av funktionalitet, möjligheter och begär i den föränderliga svenska välfärdsstaten*. Diss. Umeå universitet, Umeå.
- Cavarero, Adriana (2016): *Inclinations: a critique of rectitude*. Stanford University Press, Stanford.
- Chakrabarty, Dipesh (2000): *Provincializing Europe: postcolonial thought and historical difference*. Princeton University Press, Princeton.
- Egard, Hanna (2011): *Personlig assistans i praktiken. Beredskap, initiativ och vänskaplighet*. Lund dissertations in social work 142, Lund.
- Freeman, Elizabeth (2010): *Time binds: queer temporalities, queer histories*. Duke University Press, Durham.
- Grunewald, Karl (2009): *Från idiot till medborgare: de utvecklingsstördas historia*. Gothia, Stockholm.
- Halberstam, (Judith) Jack (2005): *In a queer time and place: transgender bodies, subcultural lives*. New York University Press, New York.
- Johnson, Kelley, Walmsley, Jan & Marie Wolfe (2010): *People with intellectual disabilities: Towards a good life?* Bristol University Press, Bristol.
- Karlsson, Mikael Mery (2020): »Gå eller rulla - alla vill knulla!«: funktionsrättsaktivism i nyliberala landskap. Lunds universitet, Lund.
- Kittay, Eva Feder (1999): *Love's labour*. Routledge, New York.
- Kristeva, Julia (1981): »Women's Time«, *Signs* 7:1, S. 13–35.
- McRuer, Robert (2006): *Crip theory: cultural signs of queerness and disability*. New York University Press, New York.
- Stockton, Kathryn Bond (2009): *The queer child, or growing sideways in the twentieth century*. Duke University Press, Durham.
- Söderbäck, Fanny (2021): *Revolutionary time. On time and difference in Kristeva and Irigaray*. State University of New York Press, New York.

Fanny Ambjörnsson

Übersetzung aus dem Schwedischen von Frederike Felcht unter Mitarbeit von Justus Carl.



This article is an open access article distributed under the terms and conditions of the Creative Commons Attribution (CC BY) license which permits unrestricted use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original work is properly cited (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>).